

81]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Ras mussen.

Hadj Omar war ein heimatloser Wanderer. Sein Vaterland war der Islam, dessen Umkreis er fast ganz aus eigener Anschauung kannte. Vor zwanzig Jahren war er nach Mekka gezogen. Diese Pilgerreise hatte ihn wie manchen anderen zum Bagabunden gemacht. Er war nie heimgekehrt. Es war eine Reise, die so lange währte, bis er einmal auf dem Wege strauchelte und liegen blieb.

Er war in dem fernen Indien gewesen, hatte Persien, Syrien und Ägypten durchreist und sich, wohin er kam, die Landessprache angeeignet. Er konnte Französisch und Englisch, sprach Arabisch in den mannigfachsten Dialekten und war auch mit Persisch und Türkisch vollkommen vertraut.

Mit Hunderten von Weisen und Gelehrten hatte er Gedanken getauscht; nur wenige kannten wie er alle Sekten und Schattierungen in dem gewaltigen Block von Gläubigen, der gen Mekka blüht.

Der Islam ist groß! schwoh es in seinem Herzen, als er zum ersten Male die Hauptsumme seiner Reiseindrücke zog.

Aber wohin er auch kam, scholl ewig dieselbe Klage: Wir sind schwach und unterdrückt!

Dieser unüberbrückbare Gegensatz zwischen seiner und der anderen Empfindung wurde zu einem Gedanken, einer Ueberzeugung: Sie kennen ihre eigene Kraft nicht. Und er wurde endlich zu einem Apostolat, das in der Verkündung der durch Vereinigung unüberwindlichen Kraft seine Aufgabe erblickte.

Er traf mit der Zeit Männer, die seinen Glauben teilten und längst seine Gedanken gedacht hatten, und wohin er kam, fand er offene Arme und begierig lauschende Ohren. Die offenen und geheimen Bruderschaften nahmen ihn auf und halfen ihm weiter, verbargen ihn auch, wenn es rätlich schien. Hielten ja die christlichen Mächte, die südlich des Mittelmeeres so große Interessen im Spiele haben, auf Leute seines Schlages ein wachsameres Auge! Die Vereinigung, die er predigte, war die gefährlichste Lehre, die in diesen Gegenden verkündet werden konnte.

Hadj Omar selbst gehörte der Bruderschaft der Senussias an, deren blutige Christenmassaker den Franzosen mehr als einmal vollauf zu schaffen machten. In Gaffa war er Gast der Kadrias, der mächtigsten dort ansässigen Bruderschaft.

Nur drei Tage blieb er, um keinen Argwohn zu erregen, aber er verbreitete eine Saat, die keimte und Wurzeln schlug.

Niemand als Kadrias und einzelne besonders Eingeladene erhielten in diesen Nächten Zutritt zu Abdallahs Driba.

Hadj Omar konnte ohne Furcht sprechen und seiner Beredsamkeit freien Lauf lassen.

Die Wahrheit, die er zu verkünden hatte, war von zweifelhafter und gefährlicher Art, aber mit welcher aufmerksamen und begierigem Ohre lauschte man ihr!

Es war ja so dankbar, den unterdrückten Stämmen, die notgedrungen den wildfremden christlichen Eindringlingen gehorchen mußten, den gewissen Zukunftssieg zu verkünden! Wie schwindelte es vor ihrer Phantasie, von den vielen Hundert Millionen zu hören, die sich unter dem Halbmond scharen konnten, wenn die Einigkeit eine vollständige war! Wie erklangen bei solchen Verheißungen all die süßest tönenden Saiten in ihren Herzen!

Es war nicht Hadj Omars Sache, auf die Schwierigkeit hinzuweisen, diese in ihrer Wesensart so weit verschiedenen Millionen alle andere Zwietracht um des heiligen Krieges willen vergessen zu machen, oder auf die Unmöglichkeit, sich in diesen ungeheuren Ländergebieten zu sammeln und dennoch jeder für sein Vaterland und sein Heim zu kämpfen.

Ihn kümmerten auch all die kleinen Revolten, die regelmäßig in seinen Fußspuren aufblühten und ebenso regelmäßig in Blut erstickt wurden, nur wenig. Er wußte ja, zuerst mußten einige Christen verbluten, und erst wenn die Strafe an den Patrioten vollzogen war, die im Kampfe für

[Nachdruck verboten.]

die Rechte ihres väterlichen Landes fielen, zeugte sie den Haß aus dem der große heilige Krieg erstehen sollte.

Hadj Omar hatte die beiden Eigenschaften, die den Berührer groß und gefährlich machen: er schuf Zuversicht kraft seines grenzenlosen Wissens, und er entflammte die Phantasie.

Das bloße Zukunftsbild eines Kampfes für die Selbstständigkeit riß seine Zuhörer hin.

Sie wurden eine nur zu leichte Beute. Er gab ihnen Mut zur Handlung und Hoffnung auf Sieg — wenn alles erst wohl vorbereitet war.

Abdallah sprach mit Sultana nicht direkt von dem, was er in diesen Nächten hörte, aber aus halb verblümmten Neußerungen, die ihr in seinem Munde neu waren, begriff sie mit ihrer scharfen Intelligenz, welcher Art die Gespräche waren, die die Versammelten so weit in die Nacht hinein wach hielt.

Den letzten Abend, da Hadj Omar da war, konnte sie ihre Unruhe nicht bezähmen und schlich barfuß in den Korridor, um zu lauschen.

Es war Abdallahs Stimme, die sie hörte.

„Und hier in Tunis — was soll das Ende werden, wenn wir die Franzosen schalten lassen?“

In Algier fielen sie ein wie Löwen, hier aber gehen sie umher wie Füchse. Sie reden uns ein, daß sie als Freunde kommen und daß alles beim alten bleiben soll. Der Bey blieb Bey. Wir behielten unsere Caids, unsere Richterstühle, unsere Moscheen und Bänias, unsere Schulen und Institutionen. Selbst unsere Habbus (Besitzer der toten Hand) rührten sie nicht an. Aber an die Seite des Bays setzten sie einen Resident, hinter dessen Worten hier im Lande zehntausend Mann Truppen stehen. An die Seite jedes Caids setzten sie einen Kontrolleur, der die Macht hat, all dessen Entscheidungen umzuwerfen. Gerieten wir in Zwist mit einem dieser Hunde, so war es ihr Richterstuhl, der zwischen uns urteilen sollte. Und dabei glauben sie, daß keiner von uns es merkt, wie alle unsere Autoritäten vom Bey herab zu leeren Schatten ver trocknet sind wie der Karagus, den wir im Schattentheater sehen.

Sie erzählten uns, sie wollten unserem Lande aufhelfen, und sie rühmen sich all der Bahnen und Straßen, die sie gebaut haben. Ob sie uns denn nicht für fähig halten, zu begreifen, daß diese Straßen nur gebaut wurden, um uns von ihren Heeren Richter bezwingen zu lassen, wenn wir uns eines Tages aufräufen sollten, um den Fuchs aus dem Lande zu jagen! Unsere eigenen Wälder verbieten sie uns zu benutzen. Alles, worauf sie Lust haben, expropriieren sie. Die beste Erde wollen sie für sich und für die Juden haben, an die sie uns verraten haben. Seht doch, wie alle unsere einst reichen Männer in Armut und Schulden verfallen! Uns bleibt nur die Aussicht, auf der Erde unserer Väter die Sklaven der Franzosen zu werden.

Sie haben die Frechheit, zu verkünden, daß sie uns glücklich und reich gemacht haben. Na, einigen Hasenpadträgern in Tunis haben sie Dienste erwiesen: ein paar Lügenmäuler und Verräter von Fremdenführern haben sie glücklich gemacht, und eine Menge Juden haben sie bereichert. Aber fragt jeden freien und selbständigen Mann der Stämme da draußen, und hat er den Mut zu sprechen, so wird er sagen: wir sind unglücklich, und unsere Kinder werden es noch mehr sein!

Wir hier in Gaffa haben es vor Augen, wie sie unser Land plündern. Die Reichtümer, die zwischen hier und Tamerza in der Erde liegen, sind so ungeheuer, daß kein Mensch sie zu überschauen vermag. Auf einer Strecke von 50 Kilometern liegen die Phosphate in so dicken, gleichmäßigen Schichten, daß man sie aufschaukeln kann. Die französischen Ingenieure haben sie auf allermindestens 50 Millionen Tons berechnet. Und was bekommen wir, das arabische Volk, von all diesem Reichtum, der in unserer Väter Erde vergraben liegt? Wir dürfen helfen, ihn ausgraben, wir dürfen ihn mit unseren Augen sehen, aber der ganze Gewinn geht außer Landes und macht unsere Feinde reich, während wir ausgeplündert zurückbleiben.

Sie schreiben in ihren Zeitungen, daß sie unsere Kultur haben. Darf ich Euch alle fragen: was habt Ihr von den

Fransösischen gelernt? Sie bauen Schulen, um uns Französisch zu lehren. Für sie wäre es das bequemste, wenn wir alle französisch sprächen und unsere Muttersprache vergäßen, aber was kommt dies uns? Selbst in der großen Mojähee in Tunis haben sie, wie ich kürzlich selbst hörte, das Studium des Französischen zur Pflicht gemacht. Aber um den Koran zu studieren, brauchen wir nur Arabisch zu verstehen, und im Koran ist alle Weisheit eingeschlossen. Es ist nicht schwer, zu erkennen, welche tückischen Zwecke sie verfolgen. Sie hoffen uns französisch zu machen, uns gottlos zu machen, wie sie selbst es sind. Sie wollen uns so weit bringen, ihre Sprache zu sprechen und die unsere zu vergessen; dann vergessen wir auch den Koran, hoffen sie. Denn sie wissen, solange wir den Koran haben, sind wir ihre Feinde und halten zusammen und sind stark.

Unser Unglück ist, daß es Verräter unter uns gibt, die ihren Vorteil darin ersehen haben, den Franzosen zu schmeicheln und ihnen das Unterdrückungswerk zu erleichtern, indem sie in ihre Dienste treten. Um dieser Verräter willen ist Allahs Zorn über uns alle gekommen. All die alten Leute, deren Erinnerung weit zurückreicht, sind einig darüber, daß der Himmel uns nie so viele Plagen gesandt hat wie seit der Zeit, da die Franzosen in unser Land kamen. Heuschrecken, Serooco, Wassermangel, Hungersnot und Hungertyphus kehren jedes Jahr bei uns ein. Hätten wir uns um den Bey geschert und das Leben für den Koran gewagt, so hätten wir die Fische außer Landes halten können, und dann wäre eine ganz andere Zukunft vor uns gelegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Pfingsthut.

Lieber Vorwärts!

Nein, alles kann einer Frau doch nicht gleich sein! Vor allem nicht ihr neuer Pfingsthut.

Sonnabend, das war schrecklich, doppelt schrecklich, und ich wollte es Ihnen auch sofort tippen. Denn in unserer schnellebigen Zeit muß man als freie Schriftstellerin flink auf den Beinen sein. Manche Momente, sie brauchen nicht immer historisch zu sein, lehren nimmer wieder. Aber tippe einer mal, wenn er drei Aspirintabletten geschluckt hat, wenn ihm eine kleine Eiskompressen pridelnd und störend im Genick liegt und ein mächtiger Eisumschlag auf dem Magen. Kennen Sie die „Geschichte vom Wagen“? Doch ich will Sie und mich nicht zersplittern. Immer mit die Ruhe, heißt es in Berlin.

Jeder Mensch muß doch mal einen neuen Hut haben. Sie auch. Und wenn Sie noch so sparsam sind und manchmal geradezu wie ein Zigeuner herumlaufen. Der Zahn der Zeit. . . . Und daß mein Dede! besonders durch die vielen Vortragsreisen für die Partei ziemlich ramponiert aussah, haben Sie doch wohl selbst bei meinem letzten Besuch bemerkt, wenigstens schien es mir so, und sonst kann es mir auch Ottillie Veder bezeugen.

Nun also, jeder Mensch muß doch mal einen neuen Hut haben, niemand streitet dagegen.

Wenn man in Berlin mit einem unmodernen Hut herumläuft, lachen die Leute auf der Straße, wenn man auf dem Lande oder an kleinen Plätzen mit einem hochmodernen geht — man legt ihn dort bald ab —, lachen die Kleinstädter, die Landleute. Das ist die alte Geschichte vom Esel. Also: Menschen, die, wie die Amphibien, einmal hier leben und einmal da, es braucht nicht gerade im Wasser zu sein, müßten von Rechts und Gottes wegen immer zwei Hüte haben. Einen für die Reichshauptstadt, einen für das übrige Deutschland.

Wenn man nun keine Ahnung von den neuen Hutmoden hat — Hutmodelle haben Sie noch nie gebracht, lieber Vorwärts — und keinen individuellen Geschmack — hier ist doch zurzeit alles individuell — und keinen getreuen Berater und keine getreue Beraterin —, sondern höchstens molante Familienmitglieder, die sich einen Akt lachen, wenn man mit einem vorjährigen Fasson angeführt wird, wofür die gewandte Verkäuferin vom Chef noch mit einer Prämie belohnt wird, dann ist es nicht einmal in der Reichshauptstadt so einfach, mit einer neuen Charakter und Veranlagung angepaßten Kopfbedeckung abzumachen. Obwohl phrenologische Eigenart, wie Kopfwerte bei Herren- und Knabenhüten, kaum dabei in Betracht kommt. Auch kein Mund- oder Langschädel. Nicht mal ein Wasserkopf.

Zu meiner Schande muß ich es gestehen, in solchem Falle helfe ich mir immer aus der Not, indem ich in eins der größten Berliner Warenhäuser gehe. Die Warenhäuser sind doch einmal nicht mehr wegzudenken. Wir müssen uns damit abfinden, wie mit dem Wachstumszeitalter überhaupt. Und die großen Kaufhäuser haben auch gute Seiten. Man drängel! die unschlüssigeren Elemente dort nicht so zum Kauf. Man sieht dort, was andere Schnellgeschlossene ausprobieren und auswählen. Und der Vorrat in allen Preislagen geht in die Puppen.

„Hutlager? Da links der erste Gang, dann gerade aus bis an den Wintergarten, dann schräg durch, nachher durch die Parfümerien. Da hören Sie dann schon. . .“

Gott im Himmel, lieber Vorwärts, Sie mögen ja vielleicht schon manchen Polizeirad auf mitangehört und miterlebt haben, mögen auch viel Phantasie besitzen, aber bei A. Wertheim am Leipziger Platz vorn und an der Vohstraße hinten am Tage vor Pfingsten im Hutlager — na, ich gehe ja auch vorerst nicht wieder hin — ich habe genügend Strafe für die Unterstützung dieses Kapitalistenknäuels weg —, aber das machen Sie mir nicht nach, wenigstens nicht, wenn Sie vorher diesen Brief mit Verstand gelesen und begriffen haben.

Als ich endlich zur Stelle war — an der Kinderhüttele erreichte ich das Dorado —, perlte mir schon der Schweiß an den Schläfen herunter. Es kribbelte und wimmelte da von großen und kleinen Erdwürmchen. Die Luft war entsetzlich. Man sah dort Rätter mit Babys auf den Armen und mit drei, vier halbflüggen Mädchen und Buben an der Hand. Alles schwelgte in Hüten und Hütchen. Und das Geschnatter! Ja, da hörte ich denn schon.

„Nante, nimm jetzt die Finger von die weißen Sachen, alles machste schmutzig.“

Die Verkäuferin blickte angstvoll. Nante parierte. Im nächsten Augenblick aber stieß er mit seinem rechten Zappelbein zwei gewaltige Stapel weißer Knabenhüte um, daß sie lärmend wie Feuerwerksfrösche durcheinander polterten. Ich flüchtete vorüber. Gerade früh genug, um dem von selbst nachpolternden dritten und vierten Stapel auszuweichen.

Ein Baby schrie, weil ihm die Tante ein hartes gelbes Strohmützen auf die garte, bisher an ein weiches Tuchläppchen gewöhnte Kopfhaut preßte.

„Stille doch, Männen, sonst kannte Pfingsten zu Hause kuscheln, hörste nich, Männen? Ach nee, wie fein is Männen aber nu! Sieh mal, Minna, steht 'n dat jut?“

Damit hatte ich mich durch die Abteilung der Jugendlichen gezwängt. Im großen Damenhutlager konnte weder Apfel noch Stapel zu Boden fallen. Es war so voll darin, wie in einem lebensfrohen Bienenkorb oder Ameisenhaufen, und es war so laut darin wie in einer Juden- oder Missionschule.

Gartenhüte, Straßenhüte, Gamins, Spitzenhüte, Lederhüte, Filzhüte, schwarze, weiße, farbige Hüte. Garnierte Hüte mit Feldblumen, mit seidnen Blüten, mit Federn, mit Perlen, mit Ketten, mit Stickerien, mit Bändern. Dann die ungarisierten Formen, die leeren Fassons. Berge, ganze Gebirge von Hüten und Hutformen. Ja, hier konnte jeder nach seiner Fasson selig werden.

„Werden gnädige Frau schon bedient?“ ertönte es hier und ertönte es da. Lauter gnädige Frauen kauften ein. Ich mitten mang. Plötzlich galt mir diese Anrede. Eine bleiche, abgepannt aussehende Verkäuferin hatte die Frage an mich gerichtet.

„Was für eine Art wünschen denn gnädige Frau?“

Wenn ich das selbst nur gewußt hätte; darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht.

„Einen Opt. Einen neuen modernen Sommerhut. So ungefähr 8 bis 9 M.“, sagte ich.

Reberlogen lächelte das junge Mädchen. „Modern sind sie alle, aber hier liegen nur viel teurere, dann, bitte, weiter vorn, viel weiter vorn.“ Natürlich, ich war ja an der verkehrten Ecke hereingekommen. Mein persönliches Bed.

Trotzdem stierte ich auf eins der vor mir liegenden eleganten Exemplare, das sehr schlicht und fein aussah. Die junge Angestellte folgte höflich meinen Blicken, drehte das von mir beäugelte Exemplar um, daß ich den Preis sehen konnte. Es war mit 56 M. ausgezeichnet. Schade. Ich bestaunte ein zweites Hutgedicht. Dieselbe Bewegung. 87 M. Nein, das junge Mädchen mußte es wohl wissen. Dann also weiter nach vorn. Nur gleich zwei Säle weiter. Langsam drückte ich mich durch die plaudernde, beurteilende Frauengalerie. Schnell kam hier niemand voran. Kühn geworden, wandte ich „viel weiter vor“ selbstständig Hüte um. 30 M. 32 M. 28 M. 40 M. Nein, ich mußte noch viel weiter nach vorn.

Zwei Mädchen aus der Friedrichstraße verlegten mir plötzlich ganz den Weg. Und in diesem Saal war doch nichts für mich. Ich trocknete mir die feuchte Stirn.

Den nimmste, Annie, 'n elejanteren findeste nich! Ganz ausgehlossen! Vaj Maxe man bezahlen. 45 M. rüdt er doch wol raus. Sonst jibstn Schub! Glücklich war ich an ihnen vorbei.

„Finden Sie, daß mich der steht?“ fragte jetzt eine kleine Frau, die ausgefucht mir einen feinen Geschmack zuzutrauen schien. Ich nickte zustimmend.

„Er hat zwar etwas von einem Axtelentopf“, sagte ich mit dem Brustton ehrlicher Heberzeugung, „aber Heibet Sie hübsig!“

„Wat forn Kopp? Wenn Sie sich einbilden, dat Sie mich hier veräppeln können, denn sind Sie schief jewidelt. Keppel, Keppel!“ zeterte sie laut auf mich los.

So rasch wie möglich zwängte ich mich weiter. Man kann es doch keinem recht machen. Wenn ich nur selbst erst einen neuen Pfingsthut hätte, grollte es egoistisch in mir, während ich „noch weiter noch vorn“ ging.

Am nächsten Tisch griff ich resolut zu und begann auszuprobieren. An den Spiegeln kämpften die Käuferinnen förmlich um einen Platz. So schwierig hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt. Endlich war eine Lücke vor dem Spiegel erobert. Schnell Hut ab. Fui, verrückt, total verrückt Fasson! In der Hand so nett, aber auf dem Kopf. . . . Rasch ein anderes Modell. Wieder

nichts. Man weiß doch nicht mehr, was hinten und was vorn an diesen neuen Damenhüten ist. Ein Mannshut hat die Schleife ein für allemal links, dann weiß man doch, wie man daran ist. Das ist ja zum Rappeligwerden! Halt, der genießt mir, nicht zu hoch, nicht zu schief, nicht zu breit, nicht zu teuer, nicht zu auffällig. Ich spiegelte mich wohlgefällig, hatte im günstigen Augenblick sogar einen der wenigen vorhandenen Handspiegel ergattert. Spiegeln will gelernt sein.

„Gerut mit de Ollsch in de Frühjahrsluft!“ verulkte mich ein lustiges Dienstmädchen, das mich beobachtet hatte, weil es wartend hinter mir stand. Das kann ich nicht vertragen.

Wütend schleuderte ich den Hut weg und suchte weiter. Das hatte das Dienstmädchen nur gewollt, damit es an den Spiegel konnte. Ich überlegte, ob ich das fortgeschleuderte Exemplar noch einmal aufheben sollte, doch eine andere „Gnädige“ betrachtete es schon, probierte es auf und akzeptierte es. Na, das kann ja gut werden. Mir taten die Beine schon weh. Wieder fing ich tapfer an, in den Läden von Formen, die „meine“ Preisliste hatten, zu wählen. Wieder fand ich einen Hut, der in der Hand befehen, meinen Beifall hatte. Wieder näherte ich mich dem Spiegel. Da erhielt ich jählings einen so unglückseligen Fußtritt auf mein bestes Hünerauge, daß mir Hören und Sehen verging. Die Attentäterin war nicht festzustellen.

Als ich mich endlich darauf besann, daß mir doch gerade vor Empfang des Fußtritts ein Hut gefallen, konnte ich ihn nicht mehr entdecken, oder ob er mir im Nachschmerz weniger verlockend vorlam? Noch einen Soal weiter. Nein, da lagen nur Wannen, Florentiner Wannen, schwarze Wannen und Kapotten. Nichts für mich. Also wieder zurück.

„Haben Sie noch immer nichts gefunden, gnädige Frau?“ fragte mich da ganz unerwartet die erste Verkäuferin, die mich vor reichlich zwei Stunden weiter nach vorn gewiesen. Ich verneinte bedrückt, beschämt. Was sollte sie von mir denken? Eine lahige Person, ein Drachen, natürlich. „Da werde ich Ihnen mal helfen! Sehen Sie mal, hier ist ein Spiegel. Ist der Hut nicht hübsch? Steht Ihnen sehr gut!“

Das fand ich zwar gar nicht, aber sie mußte es doch besser wissen.

„Hier ist auch noch ein sehr fleidsamer, gnädige Frau. Und dann hier! Sehen Sie doch, bitte, mal auf! Reizend! Bedeutend verjüngt!“

Ich fand das zwar wieder nicht. Aber sie war eine tüchtige Verkäuferin, eine sogenannte „Manone“. Beim dritten Hut, den ich ausprobierte, war mein letztes Sträuben — man berücksichtigt die Abspannung — geschwunden. Ich hatte gewähnt, gekauft, war als zwölfte in der Menschenkette an die Kasse balanciert worden. Am Einpackraum standen an die dreißig Frauen, die alle mit den Händen in der Luft herumfuchtelten, um dadurch schneller zu ihrer Ware zu gelangen. Geschlagene zwanzig Minuten dauerte es, da schwante ich mit einer immensen Outdüte aus dem Kaufhaus auf die Leipziger Straße. Todmüde. Fünf Frauenwahlrechtsvorträge an einem Tag könnten mich nicht so kaputt machen. Ich erreichte den Autobus. Drinnen war kein Platz mehr, nur noch an Deck. Auch gut. Nur nach Hause. Mein Kopf brumnte, meine Augen glühten.

Raum sah ich oben, so hing es an zu tropfen, resolut zu tropfen. Gott im Himmel, ich hatte doch keinen Schirm. Im Autobus ist man doch geschützt. Ein heftiger Windstoß fuhr jetzt über uns hinweg, über die zwanzig Menschen oben auf dem Wagen weg, fuhr in meine Düte, blähte sie auf, weit auf, und ehe ich noch recht wußte, was eigentlich geschah, segelte sie als modernes Luftschiff mit meinem Neunmarkshut über die Potsdamer Straße davon. Ein Lohwobahu entstand um mich herum, man schrie, man lachte, man stach mit Stöcken und Schirmen hinterher, als ob es Propeller wären, die abgestellt werden müßten, um zu retten, was zu retten sei. Das taten hilflosbereite Menschen. „Ede, halt doch mal die Dunsttiepe fest!“ „Wat braucht sie auch trabe hier oben damit zu prohen!“ „Brillanter Einderer! Lassen Sie sich doch den Zeppelin patentieren!“ Ich sah da wie gebrochen, total geknickt. Mein Luftschiff konnte sich aber nicht dauernd halten, im eiligen Weiterfahren sah ich noch, wie es in langsamem Gleitflug, nachdem noch ein zweiter Windstoß es unter allgemeinem Jubel vergeblich flott zu machen versucht hatte, mitten auf dem Fahrdamm niederlag. Ein gefälliger Junge wollte es erfassen, sprang aber halb entgeistert und mit Recht zurück vor einer mit tausender Geschwindigkeit heran jagenden Straßenbahn, Nummer 60, die ich besser benutzt hätte, als den dössigen Autobus und die den neuen Pfingsthut in Sturm und Regen unter sich auf den Schienen begrub und verbombelte. Das war das Letzte, was ich davon gesehen habe.

„Jotte doch, wie schade!“ „Madam, dat is jamerzlich!“ „Der Herr hats jegeben, der Herr hats jennommen!“ so länte es im Chor um mich herum. Der Berliner hat nun mal ein loses Maulwerk. Mir gefällt es. Ich habe mich daran gewöhnt. Aber wenn das gerade bei einem neuen verunglückten Pfingsthut zum Ausbruch kommt. . .

Als ich zu Hause angelangt war, hatte ich Fieber. Als ich meinem Mann das Erlebnis erzählte, meinte er trocken: „Frau, Du bist so dumm, daß Dich die Gänse beißen. Das Reueste in diesem Sommer für Frauen sind Herrenpanamas mit beliebig farbigen Shawl umschlungen. Das hätte ich Dir vorher sagen können!“

Ich würdigte ihn keiner Antwort, keines Blickes, ging zu Bett.

Mitleidsvoll brachten sie mir Aspirin und die schon erwachsener beiden kühlenden Gegenstände. Ich sank in Schlaf, in einen entsetzlichen Traum, indem ich noch einmal stundenlang, transpirierend in A. Wertheims Damenhutlager umher schwante.

Bestens grüßt

R. R.

Nachschrift: Pfingsten bin ich natürlich mit meinem alten Bibl in den Brunwald gegangen. Wer weiß, ob mir der neue Hut so herberragend gestanden hätte. D. O.

Der Laubenkolonist.

Wachtunde.

Das Halten eines Hundes gehört in unserer Zeit, namentlich in den Groß- und Mittelstädten, nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten dieser Welt. Das Anwachsen des Verkehrs, elektrische Straßenbahnen und Automobile haben das Halten von Hunden mehr und mehr erschwert. Die Vertreter der kleinsten Rassen muß man auf der Straße schon auf dem Arme tragen, will man nicht Gefahr laufen, daß sie über kurz oder lang totesafahren werden, und auch auf ungefährlichen Spaziergängen wird das hinter seinem Herrn oder seiner Herrin hertrickende Schoßhündchen gestochen und getreten. Es fehlt den armen Tieren in der Großstadt an jeder Gelegenheit, sich auszutollen oder sich überhaupt Bewegung zu machen. Das täglich mehrmalige Herunterführen zur Verrichtung gewisser Bedürfnisse wird namentlich jenen Hundebesitzern sehr lästig, die doch oben in unjeren trostlosen Mietskasernen wohnen. Weiterhin sind noch in Betracht zu ziehen der lästige Maulkorbzwang, der nun wenigstens vorläufig für die Reichshauptstadt aufgehoben ist, die Beschaffung des Futters, das sich, wenn man alle Ausgaben zusammenrechnet, im Laufe des Jahres ziemlich teuer stellt und schließlich die hohe Hundesteuer, die man jetzt in Berlin, Charlottenburg und Schöneberg glücklich bereits bis auf 30 M. pro Jahr in die Höhe geschraubt hat. Ältere Hundefreunde werden sich gern noch der Zeit erinnern, da diese Steuer 3 M. pro Jahr betrug, also ein Zehntel des jetzigen Satzes. In den innerhalb des Vorortverkehrs liegenden Landgemeinden Großberlins ist dieser niedrige Steuerfuß, gelegentlich auch ein etwas höherer, noch heutigen Tages im Gebrauch.

Für den Laubenkolonisten und Parzellenbesitzer, der auf seinem Grundstück Kleintierzucht betreibt, ist das Halten eines wachamen, unter Umständen scharfen Hundes zur Fernhaltung des Diebesgehirns, das besonders gern in unseren Gartenkolonien sein Wesen treibt, eine absolute Notwendigkeit. In den hier in Frage kommenden Kreisen ist es noch viel zu wenig bekannt, daß zum Schutze von einsam liegenden Gartengrundstücken und Gehöften gehaltene Wachtunde steuerfrei sind, d. h. auf Antrag beim zuständigen Gemeindevorstand von der Steuer befreit werden.

Die Auswahl des für Schutzzwecke zu haltenden Hundes muß immer den jeweiligen Verhältnissen entsprechend getroffen werden. Zur Bewachung eines Gartens beim bewohnten Hause oder in nächster Nähe bewohnter Gebäude genügt schon ein Hund des kleineren, aber nicht des kleinsten Schlages, dessen Aufgabe es ist, verdächtige Personen durch Lautgeben zu melden oder abzuschrecken und die umliegenden Bewohner darauf aufmerksam zu machen, daß etwas nicht in Ordnung ist.

Zum Schutze einsam liegender Gärten und Parzellen in noch unbebauter Gegend muß man große oder mittelgroße Hunde wählen. Im allgemeinen sind Hunde des Mittelschlages, wie Schäferhund und Dobermannpinscher, den Hunden des größten Schlages, wie Deutsche Dogge und Bernhardiner, vorzuziehen, einmal, weil sie gewandter sind, und dann auch, weil sie nicht so viel Futterkosten verursachen.

Die Kasse spielt ja bei einem Schutz- und Wachtunde keine Rolle. Auch ein raffeloser Hund, ein sogenannter Firtöter, kann, gut erzogen und angeleitet, die ihm obliegende Aufgabe ebenso gut, unter Umständen auch noch besser erfüllen wie das schönste und edelste Kassetier. Wer aber etwas Hundeverstand hat, wird immer ein edles, raffelrechtes Tier vor einem der erschreckend häßlichen raffelosen Hunde den Vorzug geben, zumal wenn er sich sagt, daß die Steuer Firtöter und Kassetier in gleicher Höhe trifft und daß auch das Nahrungsbedürfnis beider das gleiche ist. Wenn man sich, was in den meisten Fällen vorzuziehen, ein junges, 6 bis 8 Wochen altes Tier von guter Abstammung anschafft, es selbst aufzueht und richtig erzieht, d. h. nicht verprügelt, so wird man ohne erhebliche Kosten in den Besitz eines Wachtundes gelangen, dessen man sich nicht zu schämen braucht und der auch seine Aufgabe in bester Weise erfüllt.

Für die Bewachung von Gartengrundstücken sind Hündinnen den Männchen vorzuziehen. Der männliche Hund, der, wie man zu sagen pflegt, überall seine Wisitenkarte abgibt, fügt vielen für diese Art der Benützung empfindlichen Pflanzen mehr oder weniger schweren Schaden zu, was bei der Hündin, die sich sitzhaft, nicht der Fall ist. Aber wie gesagt, es hängt viel von der richtigen Erziehung ab. Es ist nicht schwer, einen männlichen Hund so zu erziehen, daß er auch im Garten seines Herrn sauber bleibt und seine Bedürfnisse erst dann verrichtet, wenn er herausgeführt wird. Abgesehen davon kann man das Tier auch mit Leichtigkeit so erziehen, daß es sich im Garten stets auf den Beinen bewegt, also keine Pflanzung und kein Beet betritt, mir wenigstens ist dies mit

meinen Kunden stets gelungen. Eine solche Erziehung bietet noch einen weiteren Vorteil: man kann den Hund, auch wenn er scharf ist, während der Nacht auf gut umfriedigtem Grundstücke frei laufen lassen. Nur in diesem Falle kann er seine Aufgabe als Schützer von Haus und Garten vollständig erfüllen.

Es ist zu beachten, daß bei jungen Hunden so ziemlich alle Dressurversuche vergeblich sind. Eine erfolgreiche Dressur kann frühestens im Alter von 8-9 Monaten einsehen, länger als zwölf Monate sollte man aber damit auch nicht warten.

Trotzdem der Hund das verbreitetste und überall gehaltene Haustier ist, das einzige, das dem Menschen über den ganzen Erdball folgen konnte, wird er doch in vielen Fällen nicht sachgemäß behandelt. Als Wohnung weise man dem Wachtund eine geräumige Hütte an, deren Eingang bei strenger Winterfalte mit einem Tuch verhängt wird, das dem Tier den Ein- und Ausgang nicht erschwert. Die Hütte soll nicht direkt auf der Erde, sondern auf untergelegten Steinen stehen, so daß zwischen Boden und Erdrich ein Luftstrom bleibt. Als Lager gibt man einen alten Teppich, trockenes Torfmüll oder Stroh, womöglich eine grobgeflochtene Strohhede. Dedern sind ab und zu herauszunehmen und auszulopfen, auch ist die Hütte hin und wieder gegen Ungeziefer auszuschnepfen. Frisches und sauberes Trinkwasser muß stets zur Verfügung stehen. Junge Hunde werden anfangs täglich vier- bis fünfmal, später nur noch zwei bis dreimal und vom 10. bis 12. Monat ab nur noch täglich einmal gefüttert, am besten gegen Mittag. Dann füttert man aber so reichlich, daß sich das Tier vollständig sättigen kann. Oefieres Füttern ist, von kleinen Schönhunden abgesehen, bei ausgewachsenen Tieren nur vom Uebel, sie werden dadurch forpulent, faul, altern und erblinden oft vor der Zeit. Wo reichlich Küchenabfälle vorhanden sind, gebe man diese, sie dürfen aber nicht von zu sehr gewürzten Speisen stammen, nicht zu fett sein und nicht viel Kartoffeln enthalten, denn Kartoffeln werden von Hunden nicht verdaut. Fehlt es an Küchenabfällen, so gibt man gekochten Bruchreis mit etwas Fleisch (Pferdefleisch) oder Kalbsknochen abgekocht. Geflügel- und Hammelknochen, die spitz gespitzt (Röhrenknochen), werden den Hunden leicht verderblich. Hundekuchen stellen schon ein ziemlich teures Futter dar, immerhin kann man sie zur Abwechslung geben, auch trocken, wenn sie so genommen werden.

Das Baden der Hunde hat in den ersten sechs Lebensmonaten zu unterbleiben, dann werden sie in gewissen Zwischenräumen in warmem Wasser mit Hundeseife gewaschen. In der kalten Jahreszeit müssen sie aber nach dem Waschen gut abgerieben werden und sind dann bis zum nächsten Morgen in erwärmtem Zimmer zu halten. Schön ist es, wenn der Hund gern ins Wasser geht und gut schwimmt. Langhaarige Hunde sind meist gute und passionierte Schwimmer. Um den Hund aus Wasser und aus Schwimmen zu gewöhnen, darf man ihn nicht in das Wasser werfen, wie es häufig geschieht, wodurch man das Tier nur wasserscheu macht, sondern man muß ihn immer solange vorsichtig hineinsetzen, erst nahe am Ufer, dann weiter und weiter davon entfernt, bis er sich daran gewöhnt hat, seiner Schwimmkunst vertraut und dann gern aus eigenem Antriebe und auf Befehl ins Wasser geht.

Daß Hunde gelegentlich von gewissen Krankheiten befallen werden können, die auch auf uns Menschen übertragbar sind, dürfte bekannt sein. Ich erinnere hier nur an die gefährlichsten Echinococccen und an die Räude, eine Hautkrankheit, die mit der Krätze des Menschen nahe verwandt ist. Abgesehen davon, daß diese Krankheiten bei Hunden ebenso wie die gefährlichste Tollwut nur sehr selten auftreten, besteht eine Gefahr auch nur dann, wenn man den erforderlichen Abstand zwischen Mensch und Tier nicht einhält, d. h. sich von den Hunden beleidigen läßt, sie küßt oder gar aus einem Keller mit ihnen ist. Ich kann nur raten, derartige Intimitäten zu unterlassen.

Alle Hunde, die für uns als Wacht- und Schutzhunde in Frage kommen, sind hart und unserm deutschen Winter durchaus gewachsen. Man soll sie deshalb während des ganzen Jahres im Freien übernachten lassen, allerdings nur in einer guten und luftdicht gebauten, mit Ruberoid, Dachpiz oder zur Not mit gewöhnlicher Dachpappe gut verkleideten Hütte, die also im Innern durchaus trocken bleibt und so aufgestellt wird, daß die Oeffnung der herrschenden Windrichtung entgegengesetzt liegt. Wer wetterfeste Hunde im Winter mit wollenen oder gar besetzten Dedern behängt, oder ihnen, wie man das in Berlin gelegentlich sehen kann, gestrickte Strümpfe über die Füße zieht, macht sich nur lächerlich, die Natur schützt das Tier allein durch dichte Behaarung. Ist es Wind und Wetter ausgeht, so bildet sich mit dem Herbstbeginn bei allen länger behaarten Hunden eine volle Unterwolle, die besser als alle Dedern schützt. Läßt man die Tiere in warmen Zimmern schlafen und behängt sie am Tage mit Dedern, so verstimmt die Unterwolle; der verweichlichte Hund leidet dann mit Dede und trotz warmen Schlafraumes mehr als der sachgemäß behandelte. Kurzhaarigen Hunden fehlt im Winter meist die Unterwolle, weil sie deren nicht bedürfen.

Was nun die Auswahl der Rasse betrifft, so empfehle ich auf Grund meiner langjährigen Erfolge, von den kleineren Rassen, die ausschließlich nur Wacht- aber keine Schutzhunde liefern, in erster Linie unseren rauhhaarigen deutschen Pinscher, auch Schnauzer und Mattler genannt, der meist pfeffer- und schwarz ist. In zweiter Linie wäre der englische Setter, der Foxterrier

in kurz- und rauhhaariger Spielart vorkommend, zu empfehlen. Die Vertreter beider Rassen sind auch vorzügliche Matten- und Raubzeugwürger. Ein weniger empfehlenswerter Wachtund ist unser Spitz, der in drei Schlägen gezüchtet wird. Der Zwergspitz, auch Mannheimerspitz genannt, ist nur Damenhündchen, der gewöhnliche Spitz, entweder reinweiß, reinschwarz oder wolfsgrau, ist dagegen ein guter Wachtund; besser ist aber noch die größte Varietät, der Wolfspitz, stets wolfsgrau. Die Spitze haben aber den Fehler, daß sie allzuhäufig klaffen, oft ohne jede sichtbare Veranlassung; dadurch werden sie unzuverlässig und auch lästig.

Wacht- und Schutzhunde zugleich sind die Hunde des mittelgroßen Schläges, die etwa die Größe unserer Jagdhunde haben. Ich empfehle von ihnen nur heimische Rassen, den ganz kurzhaarigen Dobermannpinscher, meist glänzend schwarz, mit rostfarbigen Abzeichen, auch in einer braunen Varietät anerkannt, den Rottweiler, früher nur württembergischer Fleischhund, jetzt aber als Rassehund anerkannt, und unseren idealischen deutschen Schäferhund. Beim Dobermannpinscher werden Ohren und Rute kupiert, beim Rottweiler, der Hängeohren hat, nur die Rute, falls die Tiere beider Rassen, was häufig vorkommt, nicht schwanzlos, mit sogenanntem Ruz- oder Stummelschwanz zur Welt kommen. Am Schäferhund wird nichts geschnitten, er verkörpert den idealisierten Wolf mit Stechöhren und Hängerute. Die Haupthaarvarietät ist das Stockhaar, d. h. ein halblanges, drahtartiges Deckhaar, mit Unterwolle, die sich im Winter reich entwickelt, um sich zu Beginn des Sommers dann in ganzen Polstern abzulösen. Die Hauptfarbe ist wolfsgrau oder grau gewolkt, schön sind auch die schwarzen, roten, braunen und weißen Tiere; letztere treten aber nur außerordentlich selten auf.

In neuerer Zeit wird der Schnauzer oder Mattenfänger auch in einem großen, an Größe dem Schäferhund etwa gleichstehenden Schlag als sogenannter Münchener Schnauzer gezüchtet. Er ist ein Tier, das durch seine struppige Behaarung, namentlich durch seinen struppigen Kopf und durch seinen Schnauzart kolossalen Respekt einflößt, und zwar weit mehr, als die bedeutend kleineren und weniger gewandten Bullboggens und Bullterriers. Wer die Vertreter der beiden eben genannten Rassen schon findet, und sie als Luxus- und Begleithunde hält, den beneide ich wirklich nicht um seinen Geschmack. Hd.

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

„Bis in die Puppen“. Die uns heute so geläufige Redensart „Bis in die Puppen“, mit der wir eine sehr weite Entfernung und im übertragenen Sinne überhaupt eine Ueberföhrung des normalen Maßes bezeichnen, ist in ihrem Ursprung gewiß den meisten, die sie anwenden, völlig dunkel. Eine Aufhellung des eigentlichen Sinnes, der mit der Entstehung des Berliner Tiergartens eng verknüpft ist, wird gewiß willkommen sein. Diese Klärung der Redensart auf ihre eigentliche Bedeutung gibt Dr. Fritz Arnheim in einem vor kurzem erschienenen Buche über den Hof Friedrich II., das auch ein ausführliches Kapitel über den genialen Baumeister Knobelsdorff enthält. Knobelsdorff ist ja der eigentliche Schöpfer des Tiergartens, denn er führte die schon von Friedrich I. aufgenommene, aber nicht durchgeführte und von seinem Nachfolger ganz aufgegebene Idee aus, aus dem Wildgehege des Tiergartens einen Lustpark nach französischem Muster zu schaffen. Knobelsdorff, dessen zartes und tiefes, in seiner Zeit ziemlich allein stehendes Naturempfinden wir in seinen ganz impressionistisch gesehenen Landschaften mitfühlen können, hat dem Tiergarten in großen Zügen die Gestalt gegeben, die er heute hat. Er selbst wohnte ja in der „Meierei“, jenem kleinen von ihm erbauten Landhaus, das noch jetzt beim Schlosse Bellevue steht und zur Wohnung des Hofgärtners gehört. In der Nähe dieser idyllischen Besichtigung schauf er den „Großen Stern“ und die Charlottenburger Chaussee; vom „Großen Stern“ gingen breite Alleen aus, zwischen denen allerlei Baum- und Strauchpartien mit Irrwegen, die damals so beliebten schattigen „Labyrinth“, angelegt waren. In hellen Ecken zogen von nun an die Berliner in den früher so unwirklichen und ungangbaren Tiergarten, um die neu angepflanzten ausländischen Akazien zu bewundern, oder bis zur „Fasanerie“, dem heutigen Zoologischen Garten zu pilgern, wo die seltenen vom Rittermeister Chasot besorgten böhmischen Fasänen allgemeines Entzücken erregten. Gewichtiges Kopfschütteln und so manchen Witz riefen aber die sechzehn „Puppen“ hervor, mythologische Figuren, die Knobelsdorff am Großen Stern zwischen den nach französischer Art gestuften Heden hatte aufstellen lassen. Diese Bildwerke, deren gelehrten allegorischen Sinn man nicht verstand, wurden viel besprochen. Aber nur rüstigen Spaziergängern war es möglich, ihre Tiergartenpromenade „bis in die Puppen“ auszudehnen, denn die Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt war groß und der Fußweg so sandig, daß man nur langsam und mühsam vorwärts kam. So entstand denn für eine weite Entfernung der Ausdruck „bis in die Puppen“, und er wurde bald in wichtiger Weise auch in anderen als räumlichen Sinne gebraucht und erhielt rasch jene Ausprägung, die er noch heute hat.